

Feierstunden.

□ □ □ □ Tägliche Unterhaltungsbeilage zum Wiesbadener General-Anzeiger. □ □ □ □

Nr. 255.

Donnerstag, den 29. Oktober 1908.

23. Jahrgang.

Enterbt.

Kriminal-Roman von Richard Dallas.

(Fortsetzung.)

Als der Schuhmann entlassen wurde, war ich gespannt, wer der nächste Zeuge sein würde, ob ich überhaupt noch etwas von dem Mantel hören, oder ob sein Verschwinden für immer unaufgeklärt bleiben würde. Ich erinnerte mich jedoch des Versprechens des Detektivs Miles: „Wir werden ihn finden, wenn er nicht beiseite geschafft worden ist,“ und war fest überzeugt, er würde sein Wort halten, und diese Erwartung wurde auch sofort bestätigt.

Frau Duncel erklang es, und eine von den Damen, die ich vorhin bemerkt hatte, trat vor. Sie stand im mittleren Alter und sah einfach, aber anständig aus.

Wo wohnen Sie? wurde sie gefragt. Sie gab ihre Adresse an — ein Haus in der neunzehnten Straße, westlich von der sechsten Avenue, auf der Nordseite und ganz in der Nähe von Whites Haus.

Sie unterhalte ein Pensionat, erklärte sie.

Auf Daltons Befehl wickelte jetzt ein Beamter ein großes Paket auseinander und brachte den Mantel zum Vorschein. Miles lächelte mir zu, und ich nickte beifällig. Die Zeugin wurde gefragt, ob sie etwas über das Kleidungsstück wisse. Sie erkannte es sofort und erklärte, sie habe es auf einem Stuhle in ihrem Vorzimmer liegen sehen, als sie am Morgen von Whites Tode die Treppe herunterkam. Sie wußte nicht, wie der Mantel dorthin gekommen sei, er habe noch nicht dagelegen, als sie sich gegen elf Uhr in ihr Zimmer zurückzog. Kein Bewohner des Hauses besitze ein solches Kleidungsstück, soviel sie wisse. In der Tat wohne niemand im Hause außer ihr, noch einer anderen Dame — dabei blickte sie auf ihre Gefährtin — und einem Dienstmädchen. Der Inspektor stellte keine weiteren Fragen an sie, und nunmehr wurde Fräulein Stanton aufgerufen.

Als Frau Duncel ihren Platz verließ, trat rasch eine schlanke, anmutige Frauengestalt vor und zeigte, als sie ihren Schleier zurückschlug, um den Eid zu leisten, ein sehr hübsches Gesicht. Sie war jung, nicht viel über zwanzig Jahre, möchte ich sagen, und hatte das dunkle Haar und die blauen Augen der irischen Rasse. Ich hatte sie nie zuvor gesehen, doch hatte ich viel von ihr als der etwas zweifelhaften Freundin Whites gehört, über die wir noch am Vorabend seines Todes gesprochen hatten, und ich nahm daher vielleicht ein größeres Interesse an ihr, als ich es sonst getan haben würde. Auch bemerkte ich, daß Davis, Pittell und van Bult sie ebenso scharf ins Auge faßten; der letztere hatte sich sein Monocle eingeklemmt und beobachtete sie besonders kritisch. Soviel ich wußte, kannte sie aber keiner von ihnen außer vom Hörensagen.

Es machte mir Spaß, wie sich der Inspektor irramm aufrichtete und sich unbewußt ein wenig spreizte, als er sich anschickte, sie zu befragen; seine Stimme war sanfter und seine ganze Haltung verbindlicher als je zuvor.

Sie sind Fräulein Stanton, glaube ich, Fräulein Belle Stanton? begann er mit einem ermutigenden Nicken.

Jawohl, Herr Inspektor, erwiderte sie.

Wir werden Sie nicht länger aufhalten, als absolut notwendig ist, Fräulein Stanton, und Sie dürfen nicht unruhig werden, fuhr er fort, immer noch in demselben liebenswürdigen Tone, den sie mit einem freundlichen Nicken erwiderte.

(Nachdruck verboten.)

Ich wurde verdrießlich. Wozu hatte es Dalton nötig, sich in Galanerien und faden Redensarten zu ergehen, wenn er eine amtliche Untersuchung führte, bei der es sich um Leben und Tod handelte? Ich fürchte, meine Haltung oder meine Miene mußte ihm meine Empfindungen verraten haben, denn er nahm wieder seinen geschäftsmäßigen Ton an und führte von nun an die Vernehmung sachlicher durch, obgleich er ein wenig Galanterie nicht ganz unterdrücken konnte.

Ich vermutete Fräulein Stanton, Sie wohnen bei Frau Duncel?

Die Antwort lautete bejahend.

Und wissen Sie etwas über die Auffindung dieses Mantels?

Ich hörte von Frau Duncel, er sei in ihrem Vorzimmer gefunden worden, obgleich ich ihn dort später nicht gesehen habe; wie er dorthin gekommen ist, weiß ich nicht, entgegnete sie.

Haben Sie ihn schon früher gesehen, oder wissen Sie, wem er gehört?

Jawohl, erwiderte sie, ich habe ihn mehrmals von Herrn Arthur White tragen sehen.

Dann kennen Sie Herrn White? fragte Dalton.

Ja, ich kenne ihn seit ungefähr einem Jahre. Frage und Antwort folgten einander in rascher Wechselrede.

War er ein intimer Freund von Ihnen?

Ja.

Besuchte er Sie zu besuchen, vielleicht auch mitunter des Abends etwas spät?

Ja.

Auch noch um ein Uhr?

Ja, manchmal, nicht oft.

Besah Herr White einen Schlüssel zu Ihrem Hause?

Ja.

Haben Sie ihn an dem Abend oder in der Nacht gesehen, bevor der Mantel gefunden wurde?

Nein, schon seit ein paar Tagen nicht.

Wissen Sie, ob Herr White oder jemand anders in dieser Nacht spät in Ihrem Hause gewesen oder wie der Mantel dorthin gekommen ist?

Nein.

Nicht wahr, Sie selbst haben der Polizei Meldung von dem Funde erstattet?

Jawohl; ich hörte von Herrn Whites Tod und hielt es für meine Pflicht, ein so seltsames Zusammentreffen zu melden.

Ich danke Ihnen, Fräulein Stanton. Ich denke, dies ist alles; wir wollen Sie nicht länger belästigen, schloß Dalton.

Die Zeugin dankte dem Inspektor mit einem strahlenden Nicken, während sie wegstret; mir aber erschien sie trotz ihrer anheimelnden Gleichgültigkeit unruhig und etwas gedrückt. Als sie zu ihrer Gefährtin zurückgekehrt war, ließ sie ihren Schleier herunter, stellte sich ans Fenster und sah hinaus.

Der Inspektor glaubte augenscheinlich alles Wesentliche aus der Zeugin herausgebracht zu haben, während ich durchaus nicht zufriedengestellt war und feinerzeit mehr über Fräulein Stanton zu erfahren hoffte; ich fühlte, daß sie uns Mitteilungen machen könnte, durch die sich die Anwesenheit des Mantels in ihrem Hause erklärte.

Auf Fräulein Stanton folgte ein etwas beschränkt aussehender Mann vom echten Spielertypus, der angab, James Smith zu heißen und Mitinhaber einer Pharaobank in der sechsten Avenue in der Nähe der sechsundzwanzigsten Straße zu sein.

Er wurde gefragt, ob er an dem Spiele in der Nacht vom letzten Montag zu Dienstag teilgenommen habe, was er bejahte. Der Inspektor reichte ihm darauf eine Fünfzigdollarnote und fragte ihn, ob er sie schon früher gesehen habe und unter welchen Umständen. Smith prüfte die Note sorgfältig, las den Namen der Bank — der amerikanischen Nationalbank — und die Nummer. Dann erwiderte er, er habe diese Note am vorhergehenden Abend dem Inspektor übergeben, der nach seinem Lokale gekommen sei, um sie zu holen.

In Beantwortung einer weiteren Frage erklärte er, diese Note am Dienstag-früh ungefähr um zwei Uhr oder etwas später von einem Manne erhalten zu haben, der sie im Spiele verloren habe. Ferner sagte er aus, der Mann sei ihm unbekannt gewesen, er glaube ihn aber widerzuerkennen, wenn er ihn sehe. Dann deutete er auf einen der Zeugen und rief:

Dieser Mann war bei ihm!

Alle Augen wandten sich nach der angegebenen Richtung, wo ein schäbig gekleideter junger Mann stand, der mit einer Art von angenommener Redheit seinen Schnurrbart strich.

Das genügt, sagte Dalton, und der Zeuge trat eiligst ab, über seine Entlassung erleichtert aufatmend.

Die von dem Zeugen identifizierte Note wurde zusammen mit der, die mit von Vull eingehändigt hatte, von den Beamten und den Geschworenen geprüft; wir kamen zu dem Ergebnis, daß sie von derselben Bank ausgegeben worden waren und dieselbe Seriennummer trugen. Ich sah, wie die Geschworenen voller Bewunderung auf den Inspektor schauten, und ich fühlte selbst, daß er seine Sache ausgezeichnet gemacht hatte.

Die Polizei hatte ihre Pflicht rasch und in vollem Umfange getan. Ihre Aufgabe war in der Tat erledigt, und ich mußte mir trotz meiner Einwände gegen die Methode selbst gestehen, daß, wenn die Polizei nicht von der Voraussetzung von Winters' Schuld ausgegangen wäre, sie das Geld nicht hätte finden oder das nötige Beweismaterial herbeischaffen können, um den Geschworenen für ihren Wahrspruch einen Anhalt zu geben. Aber die Frage blieb immer noch offen: war ihre Schlussfolgerung richtig? Die Zeit würde es lehren.

Noch ehe sich die durch die letzte Zeugenaussage hervorgerufene Erregung gelegt hatte, rief Dalton den von dem Zeugen bezeichneten Mann auf. Er trat zögernd und widerwillig vor, und die von allen Seiten auf ihn gerichteten Blicke waren nicht ermutigender Art. Nachdem er vereidigt worden war, stand er finster da und wartete auf die an ihn zu stellenden Fragen?

In Beantwortung der üblichen ersten Frage erklärte er, Lewis Roberts zu heißen.

Sie waren Dienstag-früh in Smiths Lokal, stellte der Inspektor mehr fest, als daß er fragte.

Jawohl, erwiderte der Zeuge.

Sie waren mit einem anderen Manne dort, fuhr der Inspektor in demselben entschiedenen Tone fort.

Ja.

Haben Sie gesehen, daß er eine Fünfzigdollarnote verlor? fragte der Beamte weiter, indem er auf die durch Smith rekonstruierte Banknote deutete.

Ich sah, daß er eine Fünfzigdollarnote verlor, aber ich weiß nicht, ob es gerade die war.

Der Mann drückte sich offenbar sehr behutsam aus. Der Inspektor beugte sich vor, sah ihm fest in die Augen und stellte seine nächste Frage langsam und jedes Wort betonend:

Wer war der Mann?

Genau so langsam und fest kam die Entgegnung, jedes Wort fiel schwer und deutlich in der allgemeinen Stille von den Lippen des Zeugen:

Ich weiß es nicht.

Es war beinahe ein Seufzer der Erleichterung, der aus der Zuhörermenge erklang, aber Dalton fuhr fort:

Wo und wann trafen Sie ihn dann?

In jener Nacht in einem Wirtshaus an der Ecke der sechsten Avenue und vierundzwanzigsten Straße; wir tranken dort ein Glas miteinander.

(Fortsetzung folgt.)

Dies und Das.

□ Amerikagirls. Aus New York wird berichtet: Tatt hat während seiner Wahlkampagne entschieden kein Glück. Selbst um die spärlichen Rosen, die in die dornenvolle Kette von Fährten und Neden gewoben sind, betrügt ihn ein neidisches Geschick. Hatte sich da in Delaware sechs niedliche Mädchen verabredet, den „zukünftigen“ Präsidenten zu küssen. Ein ungeheuer dicker und schwerer Herr kommt ihnen entgegen. Das kann niemand anderer sein als Mr. Tatt! Und schon haben ihn die opfermutigen Republikanerinnen umringt und sechs rosige Lippenpaare drückten sich nacheinander auf seine Wange. Ein siebentes Fräulein aber steht abseits, und der dicke Herr wendet sich freundlich auch an sie: „Nun, wollen Sie nicht auch den neuen Präsidenten küssen?“ „Ich möchte schon,“ lautete die schüchterne Antwort, „aber Vater ist für Bryan, und ich bin ein Bryangirl.“ „O, das macht weiter nichts,“ sagt der dicke Politiker gutmütig, „mit einem Kuß werden sie dem Demokraten schon nicht schaden und außerdem bin ich der Richter Wharton und gar nicht Tatt.“ In diesem Augenblick erschien Mr. Tatt selbst, gerade noch im rechten Moment, um zu sehen, wie den andern das Bryangirl küßte.

□ Die Wirkungen der Musik. Der blamische Komponist Sarron hat sich eingehend mit den physiologischen Wirkungen der Musik beschäftigt, und eine Reihe von interessanten Beobachtungen darüber gemacht, über die die „Revue“ einiges mitteilt. Er geht aus von der Tatsache, daß in dem normalen menschlichen Ohr von den etwa 3000 Cortischen Bogern in der Schnecke des Labyrinth jede im Durchschnitt etwa 25 verschiedenen Tonstufen entspricht. Dabei sind diese Töne aber nicht bei allen Individuen gleichmäßig wirksam. Es gibt Fälle, in denen sie, außer wenn es sich einfach um ein Geräusch oder natürliche Töne handelt, in einer Art Erstarrung verharren. Bei anderen ist ihre Empfindlichkeit wieder in einem Grade entwickelt, daß sie alle nur möglichen Variationen eines Tones oder einer Tonreihe wahrnehmen. Das ist die besondere Fähigkeit der großen Musiker oder der mit einem sehr feinen musikalischen Ohr begabten Personen, die die 25 verschiedenen Schwingungen jeder der 3000 Töne zu unterscheiden vermögen. Aber die Wahrnehmung des Maximums von Schwingungen ist äußerst selten; das durchschnittliche musikalische Ohr, das von Choristen z. B., unterscheidet nur etwa fünfzehn. Indessen nimmt auch das schwächste Ohr wenigstens eine bestimmte Zahl von Schwingungen wahr, und zwar ist das Gehör so fein entwickelt, weil der primitive Mensch nach der Annahme Sarrons mit Gehörs wahrnehmungen in seinem Leben am meisten zu rechnen hatte. Rings von Geräuschen umgeben, auch wenn sie ihm nicht bewußt wurden, und die Natur um ihn zu schweigen schien, hat der Mensch zunächst Gelegenheit gehabt, seine Fähigkeit in der Unterscheidung von Tönen zu entwickeln. Noch heute ist die Feinheit des Gehörs im allgemeinen größer als die der übrigen Sinne. Die Zahl der Leute, die Farbenunterschiede auf zu unterscheiden wissen, und die der Schönheit der Farben zugänglich sind, ist geringer als die Zahl der für Gehörsindrücke empfänglichen Personen. Kein Mensch, er sei denn taub, vermag sich den Wirkungen der Töne zu entziehen. Jedes Mal, wenn die Musik harmonische Töne dem Ohr und so den Gehören übermittelt, findet das Nervensystem, das von dem ewigen, in der Natur herrschenden Geräusch erregt ist, eine Befähigung, und so bringt die harmonische Musik eine Erleichterung der Seele hervor, sie belebt und erhöht den seelischen Zustand und vermag so selbst heilkräftige Wirkungen zu üben.

□ Pariser Modelle. In allen Klassen der arbeitenden Bevölkerung von Paris ist es üblich, sich in Unionen und Vereine zusammenzuschließen. Nach den Lumpensammlern und Straßenhändlern kommen jetzt die weiblichen Malermodelle. Unter dem Vorhitz von Mlle. Solange, einer bildhäßigen Brünnette von 20 Jahren, einem der gefuchtesten Modelle für Akt in Paris, gründen die weiblichen Modelle eine Vereinigung zur Besserung der Lage und zur Gründung einer Krankenkasse. Männlichen Modellen ist vorläufig der Beitritt zu diesem Verein nicht gestattet, dessen Präsidentin auch die sogenannte Stellenvermittlung zwischen Malern und Modellen vorgeschlagen hat, die den Pöbel haben soll, daß nach einer Verständigung mit den Malern nur dem Verein angehörige Modelle bei ihnen „arbeiten“ dürfen, und daß ein allgemeiner Eintrittspreis für Kopf, Halsbalk und Gangant angesetzt wird.

Im hohen Norden.

Von Adolf Goez.

Gib mir die Sonne! Ist dies nur der Schrei des kranken Oswald Alving, ist's nicht der Sehnsuchtsruf der Menschheit? Mehr Licht, mehr Sonne!

Die Menschheit hat ein unennbares Sehnen zur Sonnenwärme erfährt. Der unendliche Glutball, der die Quelle alles Lebens ist, zieht sie an. Wir hungern nach Sonne, wir meinen, sie schiene uns nicht lange genug am Tage. Wir möchten sie auch des Nachts sehen.

Das ist der Zauber, der die Menschen zur Mitternachtssonne hinzieht, zum Phänomen, das wir aller astronomischen Erklärung zum Trost nur mit erschütterten Sinnen wahrnehmen.

Wer will über die Einsamkeit der hellen Nächte sprechen? Ist's nicht, als ob dieses Erleben nur geschwiegen werden könne? Wer etwas sagen und berichten, wie die Sinne mit Andacht erfüllt wurden vor dem, ach nur zu leicht erklärenden Phänomen, vor der Mitternachtssonne?

Es war am 14. Juli 1907.

Auf dem Dampfer *Blücher*, den die Hamburg-Amerika-Linie auf die Fahrt nach Spitzbergen geschickt hatte, standen viele Passagiere. Wir waren am hellen Nachmittage von Hammerfest, der nördlichst gelegenen Stadt abgefahren, um in die arktische Zone zu reisen.

Stundenlang fuhr das Schiff nach Norden, aber so sehr die Stunden auch eilten, die Sonne blieb. Wir fuhren ihr gleichsam entgegen, trostend der Nacht, die uns ein vergessener Name schien.

Am die elfte Stunde hielt das Schiff. Wir sahen vor uns einen steilen Felsen, das Nordkap.

Nach wurden wir gelandet, denn alle wollten hinauf auf diesen Berg, um von der Spitze hinauszusehen in die Ferne, die noch all unser Geist, all unser Willen zur Erforschung der Welt nicht ganz überwinden konnte.

Ein starker Menschenstrom kletterte den steilen Pfad herauf, an Striden sich hochziehend, die allein den Aufstieg möglich machen.

Die nur als Touristen gekommen waren, die ächzten und schrien über die Schwere des Aufstieges, — aber viele, die den großen Haufen erst hatten vorausklettern lassen und nun nachstiegen, die blieben schweigend und gaben sich ganz den seltsamsten Gedanken hin.

Der Drang zur Höhe ließ sie Müdigkeit und Beschwerden überwinden und vergessen.

Endlich war der Gipfel, das langgestreckte Plateau erreicht.

Vor den Blicken tat sich die Unendlichkeit auf. Auf dem Meere, das auf der Höhe wie ein erstarrter Spiegel aussah, glänzte das wunderbare Farbenspiel der Sonnenreflexe. Wir tranken diese seltsame Schönheit mit den Augen. Dann ging es den langen Weg zur Hütte, und es war wohl niemand da, der nicht das Schweigen der Natur empfand, die in ihrer eigenen ewigen Majestät dalag. Hier oben wehte kein Lüftchen, hörte man keinen Laut. Eine dürftige Vegetation, kriecht, gleichsam sich vergebend, am moorigen Boden entlang. Kein Strauch ragt auf, ragt über die schroffen zackigen Felsippen.

Aber dann sahen wir die Mitternachtssonne in ihrem kaltschmelzenden Glanze. — Und wir empfingen den Glanz wie ein Geschenk der Natur, dessen Reichtum uns zu ewigen Schuldnern machen wollte.

So kalt war der Glanz, so hell das Licht, so rein die Luft.

Und um uns war das unendliche, weite Meer, dessen Rauschen nicht bis zur Höhe drang.

Auf dem Meere lag das Sonnenlicht und glättete die atmenlosen Wogen. Am Glanze des Wassers spiegelte sich die Unendlichkeit.

Dort, was wir Norden nennen, ist das unergründete Geheimnis, und in der Welt, die hinter uns lag, da tobten die Menschen in Streit und Rauf gegeneinander, stritt der Mann mit dem Jüngling, das Kind mit dem Greise um einen Strohhalm, herrschte das Gesetz, das die Sünder strast.

Wie schwer ward es da, von dieser Höhe hinabzusteigen.

Erst auf dem Schiffe dachten wir daran, daß wir aus dem Bereiche des menschlichen Wissens und Könnens kamen, wenn wir nun die Fahrt ins Eismeer, nach Spitzbergen zu antreten. Vier Tage lang würde uns kein Schiff, keine Post, keine Telegraphie erreichen können. Da empfanden wir etwas von den Schauern der Forscher, die ins unbekannte Land ziehen, um den geographischen Nordpol zu erreichen.

Und bringe in diesen vier Tagen alles feste Land hinter uns in Trümmer, brägen Kriege aus, die aller Menschen Hirne erschütterten, alle Gedanken auf diesen Punkt zusammenrissen, — zu uns konnte kein mechanisches Mittel, nicht die unbegrenzbar elektrische Kraft die Kunde tragen. — Wir würden außerhalb der Welt sein.

So ging denn die Fahrt ins arktische Meer hinein.

*) Auszugsweise wiedergegeben aus dem eben erschienenen Buche „Von Spitzbergen bis Jerusalem“ von Adolf Goez, Verlag von Dr. W. Thoden in Hamburg.

Dichter und Maler.

Die Gestaltungskraft, die sinnfällig Aufgenommenes geistig verarbeitet, wird jedem Sterblichen als gültiges Geschenk der Muse in die Wiege gelegt. Aber nicht jeder vermag dem innerlich Geschaute durch Schrift oder Ton oder Zeichnung wieder äußerlichen Ausdruck zu verleihen. Die großen Geister jedoch sind auch gottbegnadet in der Vielseitigkeit der Ausdrucksmittel. Große Rusiker wie Richard Wagner verfassen selbst die Dichtung zu ihren Vertonungen. Häufiger aber noch sind die Künstler, die Malerei mit Dichtung verbinden. Das mischerhandene horazische Wort über die Ausdrucksmittel der beiden Künste „Wie die Malerei, so die Dichtkunst“ hat Lessing Veranlassung gegeben, im Laokoön eine scharfe Grenzlinie zu ziehen. Aber sein jüngerer Zeitgenosse Goethe griff wie unzählige vor ihm und nach ihm zum Stift, um das auf der Schweizerreise und auf der italienischen Reise Geschaute nicht nur mit Worten für die Phantasie festzuhalten. Von den Nachfahren sind Stifter, Keller, Scheffel große Naturschilderer in den Studien, im Grünen Heinrich, im Elshard.

Ueber ihre Eigenart urteilt sein Ernst Voerschel „Deutsche Dichter als Maler und Zeichner“ (in Westermanns Monatsheften): „Der eine, wie Goethe, setzt sich mitten in die Landschaft hinein; der andere, wie Keller, stand beiseite; der dritte, wie Stifter, stellte sich vor sie hin, damit kein Baum und Fels ihn am Beschauren hindere. Der eine, Goethe, liebte sie nicht unbelebt, er mußte wenigstens ein Stillein und einen Menschen dabei haben; der andere, Scheffel, stellte überhaupt eine Begebenheit in sie hinein; der dritte, Keller, fühlte sich ihr am nächsten, wenn sie ungewaltig, ohne Menschenspur vor ihm lag.“ Da war der Stift ein gewaltiger Helfer des Wortes. Erst später errang der Dichter den Vorrang über den Maler, so bei E. T. A. Hoffmann, dessen Gestaltungskraft sich auch im Reiche der Töne auslebte, bei Stifter, Reuter, Keller und Scheffel.

Von den Modernen ist Gerhart Hauptmann lange in Breslau Kunstschüler gewesen. Auch Wilhelm Busch schrieb seinen *Weg* und *Motiv* erst nach seinen Münchener und Düsseldorf-Malereijahren. E. T. A. Hoffmann spricht in seinen Jugendbriefen an Hippel immerfort von den Bildern, die er gerade malt. Adalbert Stifter schweift jahrelang mit der Palette durch Niederösterreich und das Salzammergut. Fritz Reuter, in seiner Jugend ein eifriger Maler und Zeichner, griff nur notgedrungen zur Feder und sah noch lange nach seiner Festungszeit auf seine Tätigkeit als Lehrer und Landwirt wie auf einen verfehlten Versuch herab. Gottfried Keller hungerte in München als junger Kunstakademiker. Jos. Viktor Scheffel schenkte sich nach Italien, um die letzte Reise seiner Malskunst zu finden. Er schuf aber auf Capri den *Trompeter*. Alle haben später das Vergebliche ihres Bemühens eingesehen, die meisten, wie Fritz Reuter es in der Festungszeit schildert, mit Empfindungen, wie sie die Erinnerung an Jugendträume lächelnd weckt. Nur Keller schrieb 1876 in der Gegenwart, er danke dafür, zu jener zweifelhaften Geisterschar zu gehören, die mit zwei Pfingen adert und in den Nachschlagebüchern die Namen Maler und Dichter führt.

Sie sind es, bei deren Dichtungen der Philister jenseits beifällig ausruft: Aha, hier sieht man den Maler! und vor deren Gemälden: Hier sieht man den Dichter! Die Reivern unter ihnen tun sich wohl etwas zugute aus solches Lob; andere aber, die ihren Lessing nicht vergessen, fühlen sich ihr Leben lang davon beunruhigt, und es juckt sie stets irgendwo, wenn man von der Sache spricht. Jene blasen behaglich auf der Doppelflöte fort; diese entspringen bei erster Gelegenheit dem einen Rohr, so leid es ihnen tut.

Immerhin ist es wissenstwert, wie unsere großen Dichter ihrer Gestaltungskraft auch durch Pinzel und Stift nachgeholfen haben, und Voerschels Arbeit, deren Schluß in der Dezembernummer der Westermannschen Monatshefte erscheint, verdient freundliche Beachtung. In dem vorliegenden Teil erläutert er an meist noch unveröffentlichten Zeichnungen die künstlerischen Versuche von Goethe, Salomon, Geyner, Maler und Müller, Kortum (Johstade), E. A. T. Hoffmann, Robert Reinold und Eduard Mörike. Die Schlussnummer soll Stifter, Keller, Reuter, Scheffel, Wilhelm Busch, Arthur Hilger, Wilhelm Rabe und Paul Heyse behandeln.

Die Hohkönigsburg.

Die Hohkönigsburg und ihre Wiederherstellung war das Thema, über das Bodo Ehardt, der Erbauer der Burg, am Sonntag vor einer erlesenen Zuhörerschaft, der auch der Kaiser und die Prinzen Oskar und Joachim angehörten, im großen Saale der Kgl. Hochschule für Kunst zu Berlin sprach.

In knappen aber erschöpfenden Ausführungen, die durch zahlreiche Lichtbilder unterstützt wurden, legte der Redner vor seinem kaiserlichen Auftraggeber und der Öffentlichkeit gewissermaßen Rechenschaft ab von dem, was er in den 9 Jahren der Wiederherstellung geleistet hat. Mit einem Ueberblick über die Geschichte der Burg beginnend, zeigte er, wie der Berg schon zu Karls des Großen Zeiten, eine Grenzscheide war, wie dann 1147 die Hohenstaufen feste Türme auf ihm besaßen, und wie nach den Hohenstaufen Ministerialgeschlechter auf der Burg eine Wohnstätte fanden, denen verarmte Adelige folgten.

Durch Mäueren im Eßsaß verbarben diese es besonders mit der Stadt Basel und dem Bistum Straßburg und gaben dadurch Veranlassung zur ersten großen Zerstörung der Burg im Jahre 1462. In den Jahren 1479 bis 1481 ist dann die Hohenkönigsburg von den Grafen Odwals und Friedrich von Thierstein neu errichtet worden. 1519 fiel die Burg unter Karl V. an das Haus Habsburg. Dieses gab sie 1533 den Söhnen des großen Franz von Sickingen zu Lehen. Den Sickingen folgten 1606 die Freiherren von Bollweiler und später die Grafen von Fugger.

Im dreißigjährigen Krieg wurde die Hohenkönigsburg zum zweiten Male gründlich zerstört und verblieb seitdem Ruine, bis der Kaiser sie am 4. Mai 1890 von der Stadt Schlettstadt als Geschenk annahm. Mit diesem Tage begann für die Burg eine neue Zeit. Das Ziel war, die Burg in dem Zustande wiederaufzubauen, den sie zur Zeit der Thiersteiner um 1500 gehabt haben konnte. Die Hauptanhaltspunkte für den ehemaligen Zustand bot die Ruine selbst, die nach Begräumung des Schuttes von der königlichen Rehbildanstalt zu Berlin sorgfältig aufgenommen wurde.

Aus den Lichtbildern, die Bodo Ebhardt vorführte, ging hervor, daß es sich keineswegs um spärliche Fundamentreste handelte. Die Mauern standen teilweise bis 30 Meter aufrecht. Das Hochschloß war sogar bis zum vierten Stockwerk noch fast vollständig erhalten. Eine zweite, nicht minder wichtige Quelle war der Schriftwechsel, den die Sickingen und ihre Nachfolger mit der österreichischen Regierung geführt hatten, und, der sich fast ausschließlich mit Baufragen befaßt. Mehrere in Archiven aufgefunden Inventare zeigen in vollständigster Weise, wozu jeder Raum auf der Burg diente, und was er an Innenausstattung enthielt. Ferner wurden alte Darstellungen der Burg herangezogen. Von ihnen konnte nur mit Vorsicht Gebrauch gemacht werden, da sie wie die meisten alten Holzschnitte und Kupferstiche nie ein vollkommen wahrheitsgetreues Bild der Wirklichkeit geben, sondern mehr oder minder Phantasieprodukte sind.

Dies gilt auch von zwei alten Bildern, die ein Straßburger Buchhändler vor einigen Monaten entdeckt hat und die er als älteste Darstellungen der Hohenkönigsburg ausgibt. In etwa 80 Lichtbildern ließ Bodo Ebhardt die Burg vor den Augen der Hörer langsam entstehen, bei jedem Bauteil in fesselnder Weise erklärend, warum die Wiederherstellung gerade so vor sich gegangen ist und nicht anders. Am Schlusse des Vortrages sprach der Kaiser dem Architekten seiner Burg in warmen Worten seine Anerkennung aus.

Unterhaltungskunst.

Vom Reden und Zuhören schreibt W. Schmidt im 1. Novemberheft des Pioniers: Manches einer kommt mit der Sprache nicht recht zutage, und manchem reißt die Geduld beim Zuhören. Bei dem einen ist das nicht immer ein Zeichen von Gedankenstille und bei dem andern handelt es sich nicht immer um die Unfähigkeit, sich mit dem Betrachteren des Gehörten zu beschäftigen. Es trifft sich eben nicht allemal, daß der Erzähler und der einzelne Zuhörer von passender Art sind, und es kommt ja auch das Interessengebiet in Frage. Aber in wie vielen Fällen kann man bei Zuhörern, die ganz gescheite Menschen sind, Ungeduld wahrnehmen, wenn der Erzähler seinen Stoff nicht gar schlank verarbeitet. Sie lassen sich von dem stockigen Wortlaut reizen, helfen nach oder fallen mit unpassenden Fragen ein, während der Erzähler den Fortlauf der Gedanken und Worte für sich abwägt. Wo beide einen Genuß haben könnten, erweist so der ungeduldige Zuhörer Verrücktheit und gerade das, dem er abhelfen will: wirkliche Störung.

Es ist merkwürdig, wieviel Gewicht die meisten auf den „Fluß“ einer Rede legen. Wenn die Redner fließend sprechen, so beweist das nur eins von zweien: entweder, daß sie ihre Sache auswendig gelernt haben, oder aber, daß sie mit Gedanken hantieren, die an der Oberfläche bereitliegen, die nicht erst aus den Tiefen herausbrängen und gesichtet und verarbeitet sein wollen. Denkende Menschen müssen doch erst eines zum anderen holen, prüfen, wieder ausscheiden, und während sie dieses aussprechen, schon jenes andere, das da vorausgaloppiert, einzuholen suchen, mit anderem verbinden und wieder prüfen, in Form kleiden und dabei das schon Gesagte im Kopfe behalten.

Vergleiche man mit diesem Vorgang eine Rede, die das Fertige nur herunterrappelt, oder eine andere, die alles durcheinanderhampelt, was da herangeflogen kommt. Ich meine, dann müßte man erkennen, daß es die Vernunft verlangt, eine bedacht vorgebrachte Rede, die Hand und Fuß hat, nicht durch Ungeduld zu stören. Wer Zuhörer ist, hat sich dadurch dem Sprechenden willig zu zeigen, daß er über das Gehörte nachdenkt, besonders dort, wo der einzelne zum einzelnen spricht. Phantasiestarke

Menschen mit sonderartigen Gedankengängen finden ja selten Zuhörer, die sich so sympathisch zeigen, daß sie zu Vertrauten werden, es braucht, um diesen meist wortkargen Besonderen zu folgen, viel Feinsinnigkeit. Aber das wissen wir bereits, und wissen auch, daß den seltenen Zuhörern solche seltener Menschen ihr Eingehen auf das Seltene belohnt wird. Etwas Eigenes hat ja fast ein jeder, und gerade dieses Eigene spricht sich nicht gewandt, nicht „flüssig“ aus. Deshalb werden dem klugen und geduldigen Zuhörer sehr oft die „Stoßenden“ unter den Rednern zum mindesten im Zwiegespräch mehr als die „Fließenden“ bieten.

Für und wider die Frauen.

Um mit Würde eine Frau zu heiraten, muß man stets doppelt so viel Gesundheit, Kraft und Einkommen haben, als absolut notwendig ist.

Mantegazza.

Warum tabelt man das eine Geschlecht schärfer als das andere, wenn es der Liebe erliegt. Wenn wirklich die Frauen schwächer sind als die Männer, so sollte man ihren Fall um so eher entschuldigen.

Debay.

Die Frauen sind die natürlichen Beurteilerinnen männlicher Tüchtigkeit, wie die Männer natürliche Richter weiblicher Vorzüge sind.

Emil Rousseau.

Die Vernunft der Frauen ist eine praktische; mit ihr finden sie sehr geschickt die Mittel, um zu einem bekannten Ziel zu gelangen, aber sie genügt nicht, dieses Ziel selbst zu entdecken.

Rousseau.

An sich steht die Frau dem Manne durchaus nicht nach; jahrhundertlang zurückgefallen haben ihre Entwicklung und Entwicklungsfähigkeit wohl aufhalten und schwächen können, aber anatomisch, physiologisch genommen, steht das weibliche Hirn dem männlichen auch heute noch gleich.

Gustav Naumann.

Am Schachbrett.

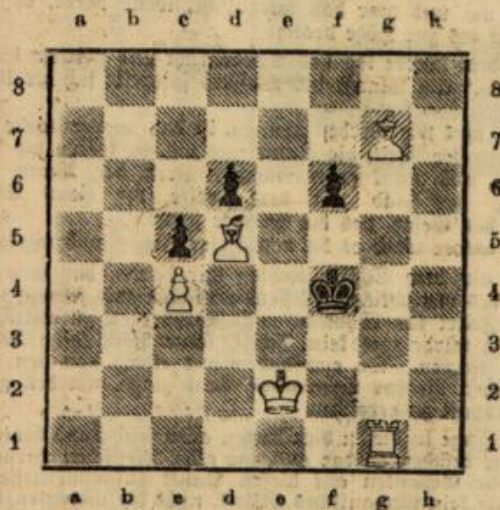
Auflösung zu Nr. 249.

1. T d1 — e1 K e5 — d4
2. L e7 — f6 + K d4 — d3
3. L f6 — e5 b5 — b3.
4. T e1 — d1 matt.

Richtige Lösungen sandten ein: W. Richter-Wiesbaden. — Ph. Meurer-Wiesbaden. — Dr. Weimer-Wiesbaden. — F. Mannes-Wiesbaden. — Th. Schieweck-Wiesbaden. — Schachtisch Kurhaus-Wiesbaden. — Herm. Meister-Wiesbaden. — E. Goldner-Wiesbaden. — Ph. Dauster-Bi brich — H. Kessmer-Dagheim.

Schachaufgaben:

Dreißiger von J. Brown.



Weiß.

Weiß zieht an und setzt mit dem 3. Zuge matt.

(5+4)

Verantwortlicher Redakteur: Wilhelm Glosbein in Wiesbaden.
Druck und Verlag des Wiesbadener General-Anzeigers.
Konrad Lehbold in Wiesbaden.